

KJM

EUROPEAN ESSAYS
ON NATURE
AND LANDSCAPE



UNTER BÄUMEN

HELMUT SCHREIER





EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE

Landschaften sind grenzübergreifend, der Blick auf Landschaften und die Kenntnis von ihnen schaffen Gemeinsamkeiten. Geschichte, Politik, Geologie, Wirtschaft, Biologie, Kunst und Literatur und viele Wissensbestände mehr werden in der Betrachtung der EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE zum Gegenstand. Die Beschäftigung mit Landschaften schärft den Blick auf die uns umgebende Natur und sie regt zum eigenen Naturerleben an. Wir sind auf unsere Landschaften in vielfältigem Sinn angewiesen, sie sind unsere Lebensgrundlage – vor allem die der kommenden Generationen. Warum Essays? Der Essay ist streng im Blick auf das Ergebnis, nicht aber in der Systematik. Im Mittelpunkt steht oft die persönliche Auseinandersetzung der Autorin oder des Autors mit dem jeweiligen Gegenstand. Alles ist erlaubt, wenn es die Lesenden dem Gegenstand näherbringt, ihn für sie erschließt. Der Essay ermöglicht einen an Perspektiven reichen Blickwinkel. In der hier vorgestellten Buchreihe den Blick auf Landschaften und Naturphänomene in Europa.

UNTER BÄUMEN


»Wald ist ein Ausschnitt der Erdoberfläche, der von Bäumen dominiert wird.« Diese Wikipedia-Definition hat mich amüsiert, als ich sie las. Darin könnte allerdings auch ein Hinweis stecken: Wälder für sich sind sinnleer, ohne Sinn. Wer über Wälder redet, redet über die Beziehung von Menschen zu Wäldern. Das gilt auch für Bäume. Wir handeln vom Wald – wir handeln von uns selber. Und werden dabei gewahr: Die forstwirtschaftliche Gewissheit der klugen Ausbeutung ist dahin. Wir suchen. Und bei der Suche, so denk ich, bietet UNTER BÄUMEN eine Art Waldlehrpfad.«

Helmut Schreier

HELMUT SCHREIER

EUROPEAN ESSAYS
ON NATURE
AND LANDSCAPE

UNTER BÄUMEN

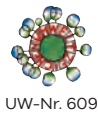
 KJM Buchverlag

Die EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE
werden von Klaas Jarchow herausgegeben.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung der Urheber unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

1. Auflage März 2023
Copyright © 2023 by Waldlichtung UG
Simrockstr. 9a, 22587 Hamburg
www.europeanessays.eu
ISBN 978-3-96194-204-6
Vertrieb: KJM Buchverlag, Hamburg
www.kjm-buchverlag.de

Satz, Gestaltung: Svenja Wiese, Hamburg
Gesetzt aus der Alisal und Scala Sans
gedruckt auf Munken Pure 120 g, Überzug f-color natur Hanf geprägt
Cover und Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
unter Verwendung von shutterstock_498904678
Korrektur: Rainer Kolbe, Hamburg
Herstellung: Eberhard Delius, Berlin
Druck & Bindung: Gugler GmbH, Melk/Donau
Printed in Austria
Alle Rechte vorbehalten



Mehr über die European Essays
on Nature and Landscape:
www.europeanessays.eu

*Jetzt rede du. Ich lasse dir das Wort!
Verstummt ist Klag und Jubel. Ich will lauschen.*

Conrad Ferdinand Meyer

*Die Natur und unser Bild von ihr sind nicht voneinander zu trennen.
Landschaft ist das Werk des Geistes. Sie besteht ebenso aus Schichten
von Mythen und Ideen wie aus Gesteinsschichten.*

Simon Schama



Leben aus Licht

Sonnenlicht fällt durch die Lücken im Laubdach und wirft ein Muster aus Flecken und Punkten auf die Wegdecke. Vor meinem Fahrrad entrollt sich das Bilderband, übersät mit Sonnensprossen in allen möglichen Größen und Formen. Leuchtende Inselchen auf schattigem Asphalt, durchsetzt mit Haufen von Sonnentälern, hingestreuten Illusionen von sekundenlang aufscheinendem Reichtum. Das Muster des Teppichs wird durch das fortlaufende Dach der Buchen- und Robinienzweige auf den Weg projiziert. Wie die meisten finde ich gefleckte Oberflächen interessant – Apfelschimmel, Sommersprossen, Fleckvieh. Aber die Gegenwart der Bäume, die sich hier auf dezente Weise aufdrängt, ist ein Bonus: Unter Bäumen ist mir wohl. Ihre Nähe gibt mir Gelassenheit, den Vorschein des Gefühls, angekommen zu sein.

Wahrscheinlich könnte man – von den Sonnentälern auf dem Radweg ausgehend – eine Ästhetik des Schattens verschiedener Bäume entwickeln, etwa der doppelten Wohltat des Schattens unter Nussbäumen, die in der sommerlichen Hitze nicht nur Kühle spenden, sondern auch die Mücken fernhalten. Mir ist der mehrfach gebrochene Schatten noch lieber, den ich unter

Radweg unterm Laubdach

© Helmut Schreier

dem Kandelaber meiner Eberesche finde: ein Halbschatten, von Sonnenspuren durchsetzt, die als feingestricktes Sonnenmuster auf die Kleider und Gesichter meiner Freunde fallen. Wären sie dem strahlenden Licht ausgesetzt, müssten sie ihre Augen unwillkürlich schließen, unter dem Schatten eines Sonnenschirms säßen sie unbeleuchtet im Halbdunkel, aber die Eberesche mit ihren lagenweise in alle Richtungen gerichteten Fiederblättern rückt jeden ins schönste Licht. Die Schattenästhetik ließe sich mit Beispielen aus anderen Weltgegenden leicht fortführen, etwa der besonderen Sinnlichkeit der schattigen Dämmerwelt in den Hallen der Sequoia-Wälder Kaliforniens. Dort drängt der Duft der Harzöle in die Lunge und verkündet selbst Blinden die Präsenz der alten Giganten. Und der Schatten der indischen Niim-Bäume in den Dörfern Afrikas wäre ein eigenes belehrendes Kapitel wert: die Rede des alten Teehaus-Betreibers auf Sansibar, der unter dem riesigen Blätterdach seines Niim-Baumes erklärte, wie der Aufguss aus den Blättern Malaria heilt und als Infusion oder als Wickel gegen 40 Krankheiten hilft. Im Schatten des Baumes spürte ich damals eine besondere Heiterkeit, und die vielen Besucher erschienen von der Bereitschaft zu lächeln ergriffen.

Ein perfekt kreisrunder Sonnentaler taucht auf dem Asphalt vor mir auf, und ich suche im Blätterdach nach der dazu passenden Lücke. Vergeblich, dort gibt es kein vollkommen rundes Schlüsselloch. Aber das braucht es auch nicht. Eine winzige Öffnung zwischen den Blättern genügt dem Lochkamera-Effekt bereits, um ein fotografisches Abbild der Sonnenscheibe auf den Radweg zu werfen: ein Selfie der Sonne, entlang dieser Strecke

hundertfach zwischen den Blättern des Laubdaches wie durch die Löcher in einem Durchschlagsieb aufgenommen. Lauter verkappte Hinweise auf den Stern, der unser Leben am Laufen hält.

Über eine Distanz von 150 Millionen Kilometern treibt das Sonnenlicht die Maschinerie der Bäume. Sie nehmen, wie alle grünen Pflanzen, Kohlendioxid aus der Luft und Wasser aus dem Boden und verwandeln diese Stoffe mit Hilfe des Lichts in Luft zum Atmen und Stärke zum Essen (Kohlenhydrate). Wir sind angewiesen auf das, was sie liefern, weil wir weder Kohlenhydrat noch Sauerstoff selbst erzeugen können. Im Unterschied zu den Pflanzen gehören wir zu den Lebewesen, die einander aufessen müssen, um leben zu können. Man könnte uns Substanz-Diebe nennen und, ganz gleich, ob wir Früchte essen oder das Fleisch anderer Tiere, Parasiten der Pflanzenwelt. Das Urteil klingt ein wenig harsch – vielleicht wäre die Vorstellung des Austauschs von Geschenken freundlicher und angemessener, denn Großzügigkeit ist ja gewissermaßen ein Hauptcharakterzug der Natur. Und dann ist da ja auch noch eine Wechselwirkung, die uns unser Parasitentum zur Symbiose umdeuten hilft, zumindest, was den Atem der Welt betrifft.

Mit jedem Atemzug nehme ich Sauerstoff auf, den grüne Pflanzen seit Jahrmillionen in die Atmosphäre abgeben. Aus den Wäldern steigt die Ausdünstung der Bäume empor, ich atme tief ein und spüre den Sauerstoffschub in den Lungenflügeln. Beim Ausatmen gebe ich Kohlendioxid in die Luft zurück, und dies nehmen Pflanzen ihrerseits auf, um mehr Kohlenhydrate zu erzeugen. Eine junge Eiche streckt ihre Blätter so ins Sonnenlicht,

als ob sie mir diesen Assimilationsprozess zeigen wollte, jedes Blatt eine Maschine zur Erzeugung von Kohlenhydraten. Ich betrachte die leuchtenden Blätter und versuche, den Verwandlungsprozess wahrzunehmen. So werde ich Zeuge der fortwährenden Erschaffung der Welt. Pflanzen halten alles am Leben. Wären sie nicht da, wären auch wir nicht da. Der Physiker Carl Sagan hat den eleganten Zyklus dieser Wechselbeziehung »eine Art planetenumspannende wechselseitige Mund-zu-Mund-Beatmung« genannt.

Ich beiße in einen Apfel, kaue und fühle, wie der Apfelbrei durch die Speiseröhre in meinen Magen rutscht. In meinen Eingeweiden wird sich der Kohlenwasserstoff mit dem Sauerstoff verbinden, der in meinem Blut gelöst ist, und dabei bekomme ich die Energie, die mich am Laufen hält.

So hängt das Leben der Menschen am Leben der Pflanzen, und angesichts dieser Verbindung ahnt man womöglich etwas von dem großen Zusammenhang, den wir aufs Spiel setzen im Zeitalter mit dem Namen »Anthropozän«, was besagt: Das menschliche Handeln bestimmt den Lauf der Welt. Hoffentlich gewinnt die Einsicht in die wechselseitige Abhängigkeit bei unseren Entscheidungen an Einfluss. Womöglich fallen dabei allerdings die Geschichten, die wir einander erzählen, noch stärker ins Gewicht als die Erkenntnis.

Aus dem dunklen Spiegel meiner Erinnerung taucht ein Leiterwagen auf, einer mit Deichselgriff und Eisenreifen um die hölzernen Räder. Ich bin drei Jahre alt, sitze zwischen Kissen und Decken darin, meine Mutter, meine Großmutter, mein Großvater sind da, unterwegs mit Dutzenden Leuten aus der

Nachbarschaft. Es ist Abend, wir ziehen aus der Stadt hinaus, über Straßenpflaster und dann auf Sandwegen, den alten Hohlweg hinauf zum Obersberg. Es wird dunkel, da ist eine Kuhherde auf der Weide, ich habe den warmen Geruch noch in der Nase, und dann auf einmal sind über mir Bäume mit mächtigen Schirmen. Wir sind angekommen. Hier sind wir sicher, höre ich meine Mutter sagen. Die Stimmen vieler Leute klingen leise von überall her. Kein Feuer, kein Licht: Kein Flieger soll uns ausfindig machen. Es herrscht ja Krieg.

Im Morgenlicht zockeln wir zurück. Mein Großvater untersucht die Fassade unseres Hauses in der Bismarckstraße und findet eine lange Reihe von Kratern: Maschinengewehr, sagt er auf seine einsilbige Art. Wir haben diesmal Glück gehabt, sagen die Leute. Dort, über dem Bahnhof, jemand zeigt in Richtung der benachbarten Stadt, ist der Himmel mitten in der Nacht hell wie am Tag gewesen. (Zur Erinnerung: In der Bombennacht von Kassel, am 22. Oktober 1943, warfen 500 Flugzeuge der Alliierten 400 000 Brandbomben über Kassel ab, die Innenstadt verbrannte, die Zahl der Toten wird auf 10 000 geschätzt.) Wie oft wir in jener Zeit der Fliegerangriffe über Nacht in den Wald gezogen sind, ein Dutzend Mal oder öfter, kann ich nicht ermitteln, aber es war häufig genug, um mir eine vor allen Überlegungen liegende Gewissheit vom Wald als Schutz und sicherem Aufenthalt zu geben.

Beim Pilzesuchen in den Wäldern brachte mir mein Großvater in den Nachkriegsjahren die einfache Etikette des Waldlaufens bei. Sie bestand aus nur zwei Regeln, auf deren Einhaltung er allerdings streng achtete: 1. *Rede nicht, höre!* 2. *Hinterlass*

keine Spuren! Ich versuche immer noch, mich daran zu halten, und fühle mich dabei manchmal wie der alte Waldläufer, als der er mir immer erschien. An seiner Seite durchschritt ich die unterschiedlichen Räume der Nadelhölzer und Buchenwälder und fand dabei dauernd neue architektonische Varianten von dunklen Kammern und strahlenden Kathedralen. Zwischen Fichtenwänden folgten wir einem Buckelweg, der sich vor einer moosbedeckten Böschung zu einer mit Astwerk und Zweigen bedeckten Arena ausweitete. Unter den Zweigen leuchteten Hunderte von gelben knopfartigen Pfifferlingen. Wir traten in Buchenhallen mit glatten grauen Stämmen wie Säulen, hinter denen sich ein weiter Horizont auftat, in der Ferne zockelte ein Sprung Rehe vorüber, aber die Offenheit war zugleich von den Serien der Stämme so eingeschränkt, dass Fernes und Nahes eine Balance bildeten. Es gab trockene beigefarbene Böden, mit feinem hellen Gras bedeckt und fest unterm Tritt, und dann als Kontrast, kaum waren wir eine halbe Stunde bergab gegangen, durch schwarzen Schlamm mit tiefen Fahrspuren und Wasserlöchern, in denen Molche mit Rückenkämmen und roten Bäuchen schwebten. Die Bestände der Buchen und Hainbuchen, Eichen, Kiefern und Fichten ordneten sich zu je eigenen Gestalten von Unterholz und Stamm-Galerie. Und ihre Muster hingen auf irgendeine geheimnisvolle Weise mit der Bodenbeschaffenheit zusammen, als ob ihre Vielfalt dort im Grunde schon angelegt sei. Ich nahm die Eindrücke wie eine Kette schöner Reize wahr. Was man als durchkomponierte Eleganz der Waldräume bezeichnen könnte, wirkte damals heftig auf meine Phantasie, obwohl mir die Wörter fehlten, das auszudrücken, was mir vor



Sporendruck: Aus den Lamellen von drei verschiedenen Blätterpilzen sind über Nacht unterschiedlich gefärbte Sporen gefallen

Fixierung © Helmut Schreier

Augen lag und mich ansprach. Der Großvater und ich glaubten, wir könnten anhand der Anmutung eines Waldraumes vorher-sagen, welche Sorte Pilze dort mit etwas Glück zu finden seien, und wir ließen uns auch dann nicht von dieser Gewissheit ab-bringen, wenn wir gar keine Pilze fanden. Sie könnten ja dort immer noch später auftauchen, und hatten wir nicht im ver-gangenen Jahr genau am Fuß jener alten Kiefer eine mächtige Krause Glucke gefunden?

Von der Erinnerung um das Wort »Pilz« fällt ein Licht auf die lange Zeitspanne, die seit jenen Jahren vergangen ist. Dass Fuß und Hut als Fruchtstände von einem weit im Boden verzweigten Geflecht hervorgebracht wurden, war mir auf vage Weise schon damals bekannt. Wir wussten auch, dass Sommersteinpilze in der Nähe von Eichbäumen wachsen und Rotkappen in der Nähe von Birken. Aber vom Ausmaß der Symbiose, vom Austausch der Substanzen zwischen Bäumen und Pilzen und vom Kommunikationsnetzwerk des *wood wide web* hatten wir keine Ahnung. Dies alles ist ja erst Ende der Neunzigerjahre hervorgekommen und wirkt als anhaltender Einfluss in Richtung eines neuen, veränderten Waldbildes. »Den Wald lesen lernen« – ein Projekt, das immer weitergeht.

Jedenfalls entdeckte ich in jenen Kinderjahren (den späten 1940ern und frühen 1950ern) den Reichtum an Naturschönheit, einen Schatz, den ich nicht mehr verlieren sollte. Das macht, dass ich dieser Tage an den tief herabschwingenden Ästen der beiden Kiefern bäume im strömenden Regen am Gartenzaun stehen bleibe. Sie fangen Regentropfen auf und lassen sie wie Glasperlen an den langen Kiefernadeln baumeln. Der Perlen-schmuck schimmert im Licht. Eine Ringeltaube, die unter den überhängenden Zweigen Schutz gefunden hat, schaut mich aus gelben Augen an. Ihr plumper tropfenförmiger Körper in seinem grauen Federkleid harmoniert mit den tiefgrünen Büscheln der Kiefern pinsel. Das Bild erinnert an japanische Farbholzschnitte, und Kants Begriff vom »Naturschönen« kommt in den Sinn: Als Beleg dafür, dass im Schönen der Natur das metaphysische Versprechen einer harmonischeren Welt liegt. Ich gestehe, dass

mir die Philosophie, bei allem Trost, den sie zu liefern vermag, manchmal ein wenig überfrachtet erscheint. Ein simples Wort wie das englische »pretty« trifft es womöglich besser, wenn man auf einen Dialog mit den Dingen aus ist und sie nicht mit verkappten Erwartungen belasten möchte. Angesichts des Arrangements vor meinen Augen fällt mir jenes alte englische Weihnachtslied ein, das mit diesem Vers beginnt: »*The first day of Christmas my true love gave to me a partridge in a pear tree.*« (»Am ersten Weihnachtstag schenkte mir meine treue Liebe ein Rebhuhn in einem Birnbaum.«) Und noch ein Winterbild, das ich ab und zu im Schnee zu sehen kriege: Manchmal erscheinen in den kahl gewordenen, aber mit roten Beerendolden behängten Zweigen des Vogelbeerbaumes zwei Dompfaffen. Sie flöten den immer gleichen melancholisch klingenden einzelnen Flötenton und ernten sorgfältig Beere um Beere. Ich weiß nicht, woher sie kommen, den Sommer über sehe ich sie nie. Jetzt inszenieren sie ihren Auftritt, tauchen – stets als Paar – unvermittelt im dunklen Zweigfiligran vor schneebedecktem Gelände und graugetöntem Winterhimmel auf, als rote Kugelgestalten kostümiert, und bestreuen den Schnee mit Fetzen von Beerenschalen, die sie mit ihren Schnäbeln abgelöst haben von den winzigen Kernen, die sie als einzigen Teil der Beere zu sich nehmen. *Pretty*. Ich sehe mich als Fan ihrer Show, habe mir aber angewöhnt, nur leise zu applaudieren.

Neben dem »Naturschönen« brachte Immanuel Kant den Begriff des »Erhabenen der Natur« ins Spiel – das, was uns fremd ist und unser Denken überschreitet, sodass wir zu sprachlosen und doch faszinierten Zeugen werden. Kant selbst war

vom erhabenen Anblick des gestirnten Himmels berührt, und wahrscheinlich wäre die im Juli 2022 veröffentlichte Aufnahme des *James-Webb-Space-Teleskop* vom Südlichen Ringnebel, der die 2500 Lichtjahre entfernte Gaswolke eines sterbenden Sterns zeigt, ihm als geeignetes Beispiel erschienen, um zu illustrieren, was in der Literatur meist »das Sublime« der Natur genannt wird. Ob es auch Bäume gibt, die sublim wirken und uns mit Ehrfurcht und Unzugänglichkeit ergreifen? Wahrscheinlich. Und wahrscheinlich liegt es an mir selbst, dass mich kein einziger all der seltsamen und gigantischen Bäume, denen ich begegnet bin, erschüttert, verängstigt oder auch nur eingeschüchtert hat. Ich habe sie stets als Verbündete gesehen.

Wälder der Erde – Waldlandschaften im Urstromtal

Verlyn Klinkenborg, eine amerikanische Ökologin, berichtet, dass (weltweit) derzeit jedes Jahr 30 Milliarden Bäume gefällt oder verbrannt oder sonst wie zum Verschwinden gebracht werden. Das ist eine Zahl, die alles übersteigt, was durch laufende Baumpflanz-Aktionen wettgemacht werden könnte. (Abgesehen davon, dass eine Plantage von Heistern – jungen Bäumchen – Wert und Leistung eines alten Waldes ohnehin nicht ersetzt.) Deprimierend – wie so viele Nachrichten über den Zustand der Wälder auf der Erde.

Welch schönes Paradox, dass ausgerechnet ein Gang in den nächstgelegenen Wald diese (wie manche aus anderen Quellen

gespeiste) Depression lindern kann! Der therapeutische Waldzauber ist immer noch ein für die meisten einigermaßen zugängliches Privileg. Sein Anblick, sein Geruch erinnern daran, dass die Welt viel weiter und großzügiger ist, als sie auf dem Bildschirm meiner eigenen engen Vorstellungen erscheint.

Seit fünfzehn Jahren lebe ich an der Mittelelbe zwischen Fluss und Wäldern, die auf Moränenhügeln (Resten der beiden letzten Vergletscherungen) im Lauf der Zeit entstanden sind und in ganz verschiedener Gestalt zutage treten. Fünf dieser Waldgestalten habe ich ausgesucht, um sie hier nacheinander als Sequenz in ihrer Vielgestaltigkeit vorzuführen, mit einem Akzent auf ihrer jeweiligen Geschichte – in der Absicht, die andauernden Veränderungen der Landschaft als Funktion menschengemachter Wirtschaft und Politik plausibel zu machen: Wälder sind Gebilde von Menschenhand.

Bertolt Brechts Ausruf im Gedicht »An die Nachgeborenen« (1934–38) – »Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist« – erscheint inzwischen ins Gegenteil verkehrt: Wäre es nicht ein Zeichen für Destruktion oder Blindheit, kein Gespräch über Bäume zu führen? Zumal solche Gespräche nicht notwendig auf dystopische Phantasien hinauszulaufen brauchen, sondern beispielsweise auch die Tiefendimension unserer Beziehung zu den Bäumen ausloten können. Außerdem ist während der letzten Jahrzehnte viel interessantes Neues über Bäume ans Licht gekommen. Es wäre wohl ein Fehler, in einem Buch über Bäume mit regionalem Fokus diese überregionalen Erkenntnisse und Tendenzen nicht zu erwähnen.

Ich folge zwei unterschiedlichen Ansichten: Die erste ist mit den fünf naheliegenden Wäldern mitsamt ihren besonders ausgeprägten Ecken und Winkeln befasst, wo etwa alte Wälder oder neu inszenierte Heide Landschaften auftreten. Die zweite widme ich Erkenntnissen und Überlegungen zu universellen, aber verwandten Themen. Vielleicht so, wie man beim Gespräch auf einem Waldspaziergang ab und zu ins Philosophieren gerät. Auf den ersten Blick ist da die Kontinuität des Textflusses unterbrochen, aber am Ende finden A und B zur Einheit.

Als Robert Pirsig 1974 sein unvergessenes Buch »Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten« verfasste, erzählte er einerseits die Geschichte seiner epischen Motorradfahrt durch Amerika und spekulierte und philosophierte andererseits auf einer eher abstrakten Ebene. Diese zweite Textsorte nannte er »Chautauqua« – ein Wort der Ureinwohner, das später zum Namen einer Volksbildungs-Bewegung wurde. Eine angemessene Übersetzung wäre wohl »offen miteinander sprechen«.

Erste Station: Langendorfer Höhe

Glücklicherweise ist es zum nächsten Wald nicht weit. Zu Fuß die Straße hinunter, und nach nur fünf Minuten umfängt mich ein Forst aus lauter Kiefern ziemlich gleicher Größe. Ich schätze das Alter der Bäume auf siebzig Jahre, jünger als ich selbst es bin, was ein seltsames Gefühl der interspezifischen moralischen Gleichwertigkeit auslöst, etwas, das gängigen Klischeevorstellungen über alte Bäume und den im Vergleich mit ihnen gleich-



Passage einer Böschung in der »Wüste Gobi«

Zeichnung © Rüdiger Tillmann

bleibend jungen Menschen widerspricht. Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich eine verdreht gewachsene Kiefer mit einem Tätscheln ermutige, weiterzuwachsen (und empfinde dabei, wie völlig unangemessenes und überflüssig diese sich anbietende Geste ist). Der Forst bedeckt das buckelige Moränengelände der Langendorfer Höhe mit Stangen ziemlich gleichen Umfangs und gleicher Länge. Wie Soldaten eines Heeres marschieren sie hügelab und hügelab über das Moos, ein braver Wald in forstwirtschaftlichen Diensten. Dass sie etwa gleichen Alters sind, deutet auf die gleiche Pflanzzeit in den Fünfzigerjahren hin, nach dem Abholzen der Wälder in der Nachkriegszeit. Wie aber hat das Land vorher ausgesehen? »Da war Heide«, höre ich öfters sagen, und stelle mir leichtgläubig vor, wie zwei der Dampfpflüge, die ich im Museum sah, an einem Stahltau die tiefschürfende Pflugschar hin und her zogen und so das Heideland für den Forstbau urbar machten. Beim Recherchieren finde ich allerdings erstmal nichts, das dies Narrativ für diesen Ort belegen würde.

Mein Nachbar Heinrich ist 93 Jahre alt und kennt den Kiefernwald seit seiner Kindheit und viel besser als ich. Die Stellen, an denen er massenhaft »Pfefferlinge« findet, verrät er nicht. »Aber der Wald«, sagt er, »ist schon immer da gewesen.« Und das Messtischblatt (Karte im Maßstab 1:25 000) von 1939, das ich auftreibe, gibt ihm recht. Grün getönt umreißt es tatsächlich die Fläche des Waldes, den wir kennen. Bis auf eine quadratische Lücke, eine Sandgrube, die im Lauf der Zeit kleiner geworden ist, während die Kette von Sandgrubenseen, die unter den Leuten »Wüste Gobi« heißt, auf dem Messtischblatt noch fehlt. Die Gruben sind erst beim Bau des neuen Elbdeiches – bis

1987 – ausgehoben worden und hatten sich Anfang des neuen Jahrhunderts zu einer prachtvollen skandinavisch anmutenden Seenplatte mit Birkendickichten entwickelt. In jenen Jahren fiel noch genug Regen, sodass dort ein phantastisches Biotop entstehen konnte. Heinke Kelm, die alle in diesem Landstrich vorkommenden Pflanzen kennt und das »Wüste Gobi«-Biotop im Blick hat, erklärt mir, dass dort seltene Gräser vorkommen, zwei verschiedene Arten Bärlapp, Torfmoos, Seggen, auch Sonnentau. Dies sei zugleich der artenreichste Lebensraum für Libellen weit und breit. Woher all diese Wesen gekommen seien, wisse man nicht. Das offene Gelände zwischen Böschungskante und Forstrand, wo eine gespenstisch wirkende Kiefer mit verdrehten Ästen über den weißen Sandspuren und dem grauen Islandmoos wacht, birgt mehrere Arten von in Deutschland gefährdeten Flechten. So hat sich an den Sandgruben mitten im Stangenwald eine kleine, feine Gesellschaft vielfältiger Arten etabliert. Um dies Biotop zu erhalten, muss man für Licht sorgen und die von allen Seiten heranrückenden Birken und Kiefern wegschneiden und abfahren. Aber die Dürresommer der letzten Jahre haben die flachen Seen austrocknen lassen, und Moose und Flechten sind von den Sandböden größtenteils verschwunden.

Hans-Jürgen Kelm, Förster und Ehemann von Heinke Kelm, holt eine Karte aus dem Jahr 1881 hervor, und auch auf diesem Messtischblatt (»Landesaufnahme« 1:25 000) ist der Wald schon da. Doch dann zeigt er eine Karte der Kurhannoverschen Landesaufnahme aus dem Jahr 1776, auf der eine völlig andere Landschaft erscheint: große, waldbedeckte Inseln im breiten

Elbestrom, die hundert Jahre später verschwunden sind aus einem inzwischen kanalisiertem Fluss, der sich zwischen Tausenden von Bühnen selbstständig eine Fahrerinne ausspült. Am auffälligsten an der alten Karte sind die eigenartigen wolkenförmigen Eintragungen, die im gesamten kartierten Gebiet verteilt auftauchen. Man möchte sie spontan als Sandflächen deuten, aber es könnte auch das sein, was man damals unter »Heide« verstand: ein zugrunde gerichtetes Land, auf dem weder Feldfrüchte noch Bäume zu gedeihen vermochten, vielleicht *Calluna vulgaris*, das Heidekraut, aber vielleicht nicht einmal das. Hans-Jürgen Kelm erklärt, dass auch die als Waldflächen kartierten Gebiete keineswegs zeigen, was wir Heutigen als »Wald« erkennen würden. Damals war das Erscheinungsbild vom Raubbau an Bäumen und Boden geprägt. Die Not der Menschen machte jeden Reiser kostbar, man schneitelte (beschnitt) belaubte Triebe, um sie im Winter wie Heu zu verfüttern und die Reiser für Flechtwerk zu nutzen, im Sommer fraßen Herden von Vieh, Schweinen, Schafen, Ziegen jeden erreichbaren Trieb, und der Waldboden wurde, nicht nur von Heidebauern, zur Einstreu in den Ställen abgeplaggt und im Frühjahr als Dünger auf den mageren Ackerböden ausgebracht. Ich versuche, mir das ramponierte Land mit seinen verkrüppelten Bäumen und weiten Sandflächen vorzustellen. Es sei, sagt Hans-Jürgen Kelm, eine Zeit der Waldzerstörung gewesen. Das Wort trifft das, was ich mir vorstelle, und doch finde ich etwas in dem desolaten Land, das mich auf subtile Weise anspricht, vielleicht eine Art Romanantik des Verlorenenseins oder umgekehrt die Bestätigung eines uralten Dranges, wegzuziehen und anderswo neu anzufangen?

Ein Glück, dass ich die Kelms als Gesprächspartner gefunden habe: Sie geben mir Zugang zu genau dem Wissen, das meine Sicht des Waldes historisch vertieft. Zwischen den Daten 1776 und 1881 ist die Waldzerstörung in Waldaufbau durch planvolle Forstwirtschaft umgeschlagen. Die Forsten, die damals auf der Langendorfer Höhe angelegt wurden, spiegeln einen für Deutschland typischen walddpolitischen Auf- und Umbruch. Der Wendepunkt 1776 liegt da sogar ein wenig spät. Das Mittelbeland, so scheint mir bisweilen, ist dem, was gesellschaftlich angesagt war, stets verspätet nachgekommen. In der Verordnung Friedrichs, »*der Schweden, Gothen und Wenden Königs und Landgrafen zu Hessen*«, aus dem Jahr 1739 finde ich eine »Baumpflanz-Ordnung«, die eine neue Sorgfältigkeit und Baumpflege-Einstellung durchzusetzen sucht. Um das weitgehende Ausmaß und die Art und Weise dieser für alle Siedlungen geltenden Baumpolitik zu ermessen (ein Auszug folgt auf der nächsten Seite).

Man ahnt beim Lesen, wie weit die Gestalt unserer Landschaften durch derartige Vorschriften und deren rigorose Durchsetzung geprägt worden ist. Vielleicht genügt es, die Waldgeschichte im Rahmen dieses historischen Umbruchs stehen zu lassen. Und doch reizt auch der Blick in die weiter zurückliegende Vergangenheit, auf Zeiträume, in denen Menschen die Gestalt des Landes auf weniger planvolle Weise kontrollierten.

Die vom Kiefernwald bedeckte Langendorfer Höhe ist der Rest einer Moräne aus der Gletscherzeit Norddeutschlands in der vorletzten Kaltzeit, der so genannte Elster-Kaltzeit, die vor

XII.

Aus der

Baum = pflanz = Ordnung.

I. **D**aß alle Jahr an die Ufer derer Bäche / um die Acker oder wo es sonst thunlich / Weiden angepflanzt werden.

2. Wer solches zur Ungebühr unterläßt / muß 5. Rthl. Straffe erlegen.

3. Weilen die Frevel an denen gepflanzten Bäumen überhand genommen / ist die deßfalls gesetzte Straffe / nebst Bezahlung des Baums / auf eine viertel jährige Zuchthaus Straffe erhöht worden. Wer aber nachhero jedennoch hierinnen fortfähret / kompt an den Pranger und wird mit Ruthen des Landes verwiesen.

4. Muß jeder Inwohner ohne die Obst-Bäume / zum wenigsten jährlich 20. Stück Weiden anziehen / und so lange damit fortfahren / bis alles angewiesene bepflanzt worden.

5. Wer Raum und Gelegenheit darzu hat / muß sich eine eigene Baum-Schule anschaffen.

Die Dorffschafften aber haben annoch absonderliche wohlverzäunt und bewahrte Gemeinde-Baum-Schulen entweder neu anzulegen oder die alten wohl zu pflegen.

6. Die keine eigene Baum-Schulen haben / müssen ein Stück von einer Ruthen groß in der Gemeinde-Baum-Schule bestellen und unterhalten.

7. Diese

Verordnung Friedrichs der Schweden, Gothen und Wenden Königs und Landgrafen zu Hessen aus dem Jahr 1739

© Archiv Helmut Schreier

etwa 320 000 Jahren zu Ende ging und die hier in der Gegend aufgehäuften Moränen zurückließ: den Drawehn, den Höhbeck und auch die Langendorfer Höhe. Darauf folgte nach einer Zwischeneiszeit die nächste Kältezeit mit dem seither letzten oder jüngsten Gletscher. Der schob sich als Eiswand in der Weichsel-Kaltzeit von Schweden her über das Land und kratzte sogar der Ostsee den Beckenboden aus. Die Vergletscherung begann vor 115 000 Jahren und endete vor etwa 12 000 Jahren. Da wurden dann die Schmelzwasserströme des ablaufenden Eises durch die Barriere der (von der Elster-Kaltzeit zurückgelassenen) Moränen nach Nordwesten abgelenkt. So bildete sich das breite Urstromtal der Elbe, das heute als grüne Talaue vor uns liegt. Vom Fahrradweg aus, der neben der Straße am Kamm der Langendorfer Höhe entlangführt, habe ich oberhalb der Biogasanlage einen freien Blick über das weite Tal und erkenne den Lauf des Stroms an den Linien der Weiden- und Schwarzpappelgebüsche an beiden Ufern: Wie die großen Inseln in der Mitte des Stroms auf der Karte von 1776 längst abgeräumt und verschwunden sind, ist auch die stellenweise kilometerbreite Weichholzaue (Dickicht aus Weiden, Erlen, Pappeln) durch Weideland verdrängt und aufgelöst worden. Der Anblick der Barriere aus Bäumen und Fluss soll Drusus, den Sohn des Kaisers Augustus, vor 2032 Jahren (im Jahr 9 v. u. Z.) dazu gebracht haben, seinem Pionierbataillon die Umkehr zu befehlen.

Von den drei Gasbehältern der Biogasanlage erscheint der dritte so rund und hoch aus dem Boden herausgehoben, dass es aussieht, als sei der Mond am Rande der Talsohle gelandet. Hier ist der Blick auf das weite Auenland frei, weil die Bäume von

einem Sturm am Nachmittag des 5. Oktober 2017 in der gesamten Seitensenke herausgedreht und umgelegt wurden. Sie lagen über ein Areal von 300 mal 200 Metern verstreut wie Stäbe beim Mikado-Spiel durcheinander und übereinander. Leo, ein japanischer Schüler, der damals zu Gast war, kam bleich von seiner Erkundung (eine Stunde nach dem Durchzug von »Xavier«, so der amtliche Name des Orkans) mit dem Fahrrad zurück: Schlimm, ja, wirklich schlimm sehe es aus. Auch heuer, fünf Jahre später, liegt ein Teil der Stämme immer noch kreuz und quer auf der inzwischen von allerlei Gebüsch bewachsenen Senke verstreut, und aus den Lücken treiben Kirschbäume und Robinien hervor. Ich erinnere »Xavier« als sehr lautes unablässiges Brausen, ein Geräusch wie kein anderes. Wir fanden beim abendlichen Rundgang in der Nachbarschaft vom Wind abgedrehte dicke, tonnenschwere Eichen-, Ulmen- und Kastanienäste. Die Bäume standen Anfang Oktober noch im Laub, dies muss wie ein Spinnaker gewirkt haben, und wenn der Wind einen Ast abriss, musste ein detonationsartiges Krachen entstanden sein. Aber das gewaltige Brausen des Orkans hatte alles derart übertönt, dass das Krachen der Äste in ihm »aufgehoben« war. Während der langen Dauer des Dröhnens in unseren Ohren war uns völlig gegenwärtig, dass die da hörbare Macht auch die Bäume erfassen würde, und in diese Gewissheit mischte sich bange Furcht davor, dass es auch uns selbst treffen könnte.

In den letzten zwei Jahrzehnten scheinen orkanartige Stürme häufiger geworden zu sein: »Lothar« 1999, »Dorian« 2005, »Britta« 2006, »Kyrill« 2007, »Klaus« 2009, »Niklas« 2015, »Xa-

vier« 2017, »Friederike« 2018, »Mortimer« 2019, »Sabine« 2020, »Yulia« 2020, »Ylenia« 2022, »Zeynep« 2022.

Wahrscheinlich gehören Ereignisse wie »Xavier« zu einem inzwischen etablierten Wettermuster, sodass wir damit rechnen müssen, dass unsere Wälder alle Jahre wieder von Windwurf und Windbruch heimgesucht werden. Bei Waldgängen fällt mir auf, dass auf den vom Sturm geworfenen Schneisen regelmäßig Holzerntemaschinen auftauchen. Ich finde es faszinierend, bei dieser Arbeit zuzuschauen. Meist ist da ein einziger Mann am Werk, der die Maschine steuert. Ihre Arme ergreifen Stamm für Stamm, schneiden jeden ab, entfernen Äste und Rinde und häufen das Holz in akkurat gekürzter Länge so am Wegesrand auf, dass es der Transporter mit dem Kran leicht abräumen kann. Ein solcher Harvester (Erntemaschine) ist – im Vergleich mit einem Trupp Waldarbeiter – enorm effizient, und er hilft, die beim gefährlichen Geschäft des Holzfallens häufigen und manchmal tödlichen Unfälle zu vermeiden. Kein Wunder, dass es diese Maschinen sind, die das Geschäft der Waldarbeit verändern, das durch die zunehmende Zahl der Stürme mit Windbruch gleichsam beflügelt wird. Überall Spuren davon. Hier im Stangenwald auf der Langendorfer Höhe stehe ich an Flurstücken, in denen das schwere Gerät tiefe Gräben in den Boden hineingetrieben hat. Hier liegt die schmale dunkle Humusdecke und die ähnlich schmale graue Zwischendecke in schützengrabenartigen Wall- und Grabenaufschüttungen vor mir, durchmischt mit dem weißen Sand des alten Heidelandes. Unwahrscheinlich, dass diese Art Verwüstung dem Erhalt des Waldes, der Artenvielfalt oder dem Zweck der Kohlendioxidaufnahme dienlich ist.

Nicht weit entfernt am Waldrand eine einzelne alte Eiche mächtigen Umfangs, eine Huteeiche, Relikt der vor-forstwirtschaftlicher Heide vor mehr als zweihundert Jahren. Ich sehe, dass einer der beiden tragenden großen Äste abgedreht und herabgerissen ist und erschrecke. Vor Jahren, in einer dunklen Stunde meines Lebens, hatte ich ihn aufgesucht und in seiner starken Erscheinung Zuversicht gefunden. Noch immer ist er umfangreich genug, um den Harvester nicht fürchten zu müssen. Dessen Sägekopf ist für einen bestimmten Stammumfang (»Hiebreife«) ausgelegt, den bereits der abgerissene Ast meiner Eiche im Gras weit überschreitet.

Vielleicht wird sich im Wechselspiel zwischen Harvestern und Forsten im Lauf der Zeit ein Arbeitsoptimum einpendeln, das die Gestalt künftiger Waldlandschaften einheitlich prägt. Die Traktoren und Erntemaschinen haben ja die Landschaft des Ackerbaus durch die Beseitigung von Knicks und Heckenreihen und schiere Ausdehnung der Schläge längst verändert. Dicke Bäume behindern die auf maximale Holzausbeute gerichtete Forstwirtschaft. Wäre es nicht konsequent, sie zu eliminieren?

Vielleicht rettet sie – außer dem wissenschaftlichen Interesse – ein neuer Wirtschaftszweig, der so genannte Erholungsfunktionen des Waldes bedient. Alte Bäume sind besonders attraktiv, auch wenn sie schwierig zu ernten sind und öfters als Naturdenkmal unter Schutz stehen, was bisweilen extra Kosten verursacht. Wir Waldgänger, die weder als Förster noch Jäger unterwegs sind, kommen da mit unserem Interesse ins Spiel, das auch politisch ins Gewicht fällt, weil die Öffentlichkeit den Betrieb des Waldes mitfinanziert. Wir Bürger ohne Waldbesitz

verfügen in Deutschland über das Privileg, Wälder betreten zu dürfen, auch wenn diese privates oder staatliches Eigentum sind. Das ist keineswegs in allen Ländern selbstverständlich. Wie oft habe ich in Amerika vor eingezäunten Wäldern gestanden: *Private Property, No Trespassing*. Die Praxis der Rechtsprechung hat unterschiedliche Muster hervorgebracht, die in Deutschland, der Tradition entsprechend, für alle den Zugang zu den Wäldern offen hält, auch wenn dabei Interessenkonflikte – etwa mit Jägern – zu lösen sind.

Von der Kuhbrücke über der Bundesstraße öffnet sich ein ähnlicher Blick wie bei der Biogasanlage auf die weite Prärielandschaft der Elbtalaue mit ihren Erlenhainen und Waldstücken. Oft sehen wir auch von hier aus einen Sprung Rehe, die sich mitten auf einer der offenen Grasflächen aufhalten: ein neues Verhaltensmuster, das wir seit fünf oder sechs Jahren wahrnehmen. Vorher blieben sie eher in der Deckung von Baumgruppen oder Gebüsch. Seit die Wölfe sich wieder im Lande angesiedelt haben, meiden die Tiere, was sie vorher suchten: Verstecke, aus denen sich ein Wolf anschleichen könnte. Die Anwesenheit der Wölfe wird seit den Jahren des Anbeginns – hier seit 2010 – immer noch heftig diskutiert. Wie oft höre ich dabei das Mantra »Der Wolf gehört ins Jagdrecht!«, intoniert als Diktum, das Endgültigkeit heischt.

Der Begründer der Umweltethik, Aldo Leopold (1887–1948), war vor etwa hundert Jahren persönlich an den amerikanischen Ausrottungskampagnen gegen Wölfe beteiligt. In seinem Text »Denken wie ein Berg« schildert er, wie er angesichts einer sterbenden Wölfin fühlt, dass der Berg, auf dem sich die Sze-

Vielleicht findet der theologische Diskurs einen Dreh, den Erhalt der artübergreifenden Gemeinschaft von Lebewesen anstelle der vorherrschenden Entseelung der Welt zu fördern.

Die Neigung vieler Zeitgenossen, den Wald als eine besondere Wirklichkeit zu erfahren und dort spontan eine kostbare und schützenswerte Welt zu erblicken, ist den alten immanenten Wahrnehmungsmustern der Vor-Achsenzeit kompatibel. Für ein Projekt, das die Beseeltheit der Dinge wieder hervorzu-rufen unternimmt, ist dies eine ermutigende Beobachtung. Sie belegt eine Orientierung, die man mit Ernst Blochs Wort »Naturallianz« nennen möchte. Selbst wenn Bloch da ein metaphysisches Muster bezeichnen wollte, das die natürliche Welt als Verbündete von uns Menschen wahrnimmt, so fällt ja auch das Umgekehrte ins Gewicht: Viele von uns neigen dazu, sich als Verbündete der Natur zu verhalten. Es ist nicht auszuschließen, dass eine Wechselwirkung zustande kommt, die das »Prinzip Hoffnung« rechtfertigen könnte.

Fünfte Station: Binnendüne bei Kleinschmölen

Vom Süden aus erscheint die Düne als weißer Bergriegel über dem grünen platten Auenland, quer zur Elbe, die hier an der Stelle nach Westen dreht, an der die Löcknitz einmündete, bis man in den Sechzigerjahren dem Flüsschen den Weg versperrte und es in einem Kanal um die Festungsstadt Dömitz herumleitete. Luftbilder zeigen die weiße, gegen den Wind liegende

offene Sandflanke der Düne und auf der Leeseite den grünen Kiefernwald, der bis zum Dünenkamm hinaufreicht und den Sand mittlerweile mit einer dünnen Schicht aus von Pilzfäden durchzogenem Humus abdeckt. Nach vergeblichen Versuchen, die wandernde Düne mit dem Anbau von Strandhafer zu fixieren, erwies sich schließlich die gute alte Kiefer als einzig probates Mittel, wenngleich auch sie den Sand nicht vollständig im Griff hat. Ein Dutzend Kilometer stromab bei dem Ort Stixe hat eine Düne ähnlicher Größe Teile des Kiefernwaldes verschüttet: Die Baumstämme ragen mitsamt den Schirmmästen aus dem Sand empor.

Unser Dünengelände hier ist von überschaubarer Ausdehnung: zwei Kilometer lang, stellenweise bis 600 Meter breit und 30 Meter hoch über der Löcknitz-Aue (40 Meter über Normalhöhennull). Ein faszinierender Flecken ganz eigener Ästhetik und voll seltener Blütenpflanzen und Insekten. Die meisten der Besucher, die wir hierher bringen, nehmen das Außergewöhnliche des Ortes wahr. Die Farben haben manche an die Insel Sylt, andere an Afrika erinnert.

Wir steigen die Düne auf der Westseite empor, wo der Sandboden schon unter einem Anhauch von Pionierbewuchs liegt, dem die Spuren von Fahrzeugen und Schuhen ein dauernd erneuertes Muster aus Pfaden eingravieren. An Stellen, die ein »Steilufer« bilden, greift auch der Wind zu, sodass dort der Quarzsand als weißes Leuchten zutage tritt. Vielleicht, so spekulieren wir, haben einst die herabgewirtschafteten Passagen des »Heidelands« überall in den Wäldern Norddeutschlands bis ins 17. Jahrhundert so oder so ähnlich ausgesehen.